





Zb. 144.
1

1

Der
Englische Greis,

VON * * *



Zweite Auflage.

Hamburg, 1766.

KÖNIGLICH
UNIVERS.
ZVHALLE



Der
Englische Greis.

Zum Unterrichte und Vergnügen.

Erstes Stück.

Man darf sich eben nicht wundern, warum so viele Leute stets auf die Gelehrten schmählen, ob es gleich gemeiniglich solche Menschen sind, die ihre gesunde Vernunft nicht recht gebrauchen. Es ist ein gemeines Vorurtheil, das durch die Länge der Zeit, gelehrten Männern ziemlich nachtheilig geworden ist; nämlich: Daß man sich überstudiren könne. Die Liebhaber dieser vorgefaßten irrigen Meynung, legen in denselben den Wissenschaften etwas zur Last, was ihrer Natur und Beschaffenheit gerade zuwider ist; sie verrathen den Haß, mit welchem

chen sie die Gelehrsamkeit verfolgen. Sie entdecken aber auch hierinnen ihre Unbesonnenheit, indem sie die Sache just auf der un-rechten Seite angreifen.

Es wird demnach der Mühe werth seyn, die Gelehrsamkeit wider diese ihre Feinde zu beschützen, und den Ungrund des Vorurtheils zu zeigen, was man insgemein also ausdrückt: Man könne sich überstudiren; und womit man eigentlich so viel sagen will: daß die Wissenschaften fähig wären, die gesunde Vernunft ihrer Lieblinge nicht allein zu schwächen, sondern auch dieselbigen gar rasend, oder thöricht zu machen. Der Ursprung dieses irrigen Satzes, ist in dem Herzen des Pöbels von der niedrigsten, und am meisten unwissenden Gattung zu suchen. Niemand hasset eine Kunst, als derjenige, welcher sie nicht versteht, und der entweder zu dumm, oder zu boshaftig ist, das wahrhaftig Schöne, in ihrem innersten zu entdecken. Dieses alles trifft man bey dem Pöbel, in Absicht auf die gelehrten Wissenschaften an.

Ihr

Ihr Vorurtheil hat sonderlich in drey Quellen seinen unreinen Ursprung. Die Gelehrten müssen mit den besten Freunden des Pöbels, mit dem Aberglauben und denen Thorheiten, die aus ihm entstehen, beständig gleichsam Krieg führen. Hierdurch wird der Pöbel aufgebracht; und suchet es den Feinden seiner angenehmen Leidenschaften zu vergelten. Es mangelt dem Pöbel an Kräften, seine Feindschaft durch etwas gründliches auszulassen, er muß daher auch ohne Grund, Ursachen auffuchen. Dieses kostet ihm, bey seiner zur Natur gewordenen Unart, wenig Mühe; und er sinnet auf Verläumdungen, die ihm hierzu am bequemsten scheinen. Die Gelehrten müssen in seinen Augen den Titel der Thoren verdienen. Zum Exempel: Bringet ihre Mühe, und ihr angewendetes eifriges Nachdenken, Entdeckungen herfür, die ein Ungelehrter nicht begreifen kann. Findet er solche Wahrheiten, die dem bisherigen System des abergläubischen Haufens entgegen gesetzt sind; so heißt es: Ey, was dieser wieder neues erfindet: Es

ist kein Wunder, daß er thöricht geworden ist, es gehet den Gelehrten so. Er hat sich überstudiret. So redet der Pöbel und sehr viele ungelehrte Leute.

Man findet diesen Ausbruch des Hasses wider die Gelehrten in den ältesten Zeiten. Schon der göttliche Paulus mußte sich diesen Vorwurf gefallen lassen. Ein Festus, dem er die evangelischen Wahrheiten, diese Wahrheiten die seinen vorigen Begriffen widerstrebten, zu bedenken gab, hatte die Dreistigkeit ihm unter die Augen zu sagen, Paule, du rasest, die große Kunst macht dich rasend. Hieß dieses etwas anders gesagt, als wenn er dem heiligen Manne sürgeworfen hätte, er habe sich überstudiret. Wie viel mußten in den nachmaligen Zeiten der Barbarey und Finsterniß, die Verehrer der Weltweisheit erdulden. Wie es jenen großen Albertus gieng, man verlachte sie als thöricht, und man suchte Mittel, ihrer vermeynten Thörichtheit Einhalt zu thun. Dieses erfuhr der selige Doctor Lutherus mehr als einmal. Wenn seine Feinde ihre Wuth nicht öffentlich auslassen

lassen konnten, so versuchten sie es heimlich durch Verkleinerungen, und diese erstreckten sich auch so weit, daß sie den gesunden Verstand dieses Wiederbringers der reinen evangelischen Wahrheiten, unterschiedliche Fehler andichteten. Wie viel mußte nicht jener große Meßkünstler Galiläus Galiläi, in Italien erdulden; weil er in einem Lande lebte, wo der Nutzen des Staats und der Kirche, den Aberglauben nicht gänzlich abschaffen konnte. Er machte Entdeckungen in der Mathematick, die ganz unglaublich schienen, weil sie allzu stark von den bisher gehaltenen Meinungen abgiengen.

Die zweynte Ursache, von dem Vorurtheile, daß es möglich sey, sich überstudiren zu können, rühret meines Erachtens von einer noch niederträchtigern Sorte des Pöbels her. Diese Leute sind zu dumm, das Lob zu erlangen, was den wahren Gelehrten als ein verdienter Preis bestimmet ist. Darüber werden sie neidisch, und wer weiß nicht, daß der Neid zu allen Bosheiten von Natur aufgeleget sey. Sie suchen die Ursache der

ihnen verweigerten Ehre in der Gelehrsamkeit, weil sie zu blöde sind, dieselbige in sich selbst zu entdecken. Sie ersinnen demnach allerhand Märghen und erdichtete Sachen, die Gelehrsamkeit verächtlich zu machen. Unter diesen ist nicht das geringste, daß sie fürgeben: Man könne kein rechter Gelehrter zu werden suchen, ohne in Gefahr zu laufen, nârrisch zu werden.

Drittens ist das unordentliche Bezeigen manches sogenannten Gelehrten, Ursache daran, daß man ihn für überstudiret ansiehet. Wird ein unverständiger Widersacher der Wissenschaften dasselbe gewahr, so weiß er nicht, ob er die Schuld vielleicht den Lebensjahren beymessen müsse, welche solchen Ehoren den Namen borgen. Es heißet also: Dieser oder jener hat sich überstudiret.

Es ist wahr, manche Gelehrte vergehen sich, und ihre Werke sind denen Handlungen eines Menschen ähnlich, welcher bey einer hitzigen Krankheit faselt, und nicht ehe einsieheth, daß er gefaselt, bis er wieder durch gute Arzeney gesund gemacht worden ist. Was
kann

kann thörichter seyn, als wenn man viele Bände zu einem Schlachtfelde machet, worauf die durch ein unrecht verstandenes Wort aufgefangenen Beleidigungen verfochten werden müssen? Was ist ungereimter, als wenn bey einer so schlechten Gelegenheit, von einem Gelehrten, auf die allerpöbelhaftigsten Ausdrücke gedacht wird, seinen Gegner damit abzufertigen? Was ist thörichter, als wenn öfters Leute, die das Schicksal zu der gemeinschaftlichen Verrichtung eines Amtes bestimmt hat, wegen der unterschiedenen Ausübung eines Gebrauches so sehr erbittert werden, daß sie einander nicht nur auf alle mögliche Art verkleinern, sondern einander wohl gar in die Haare gerathen? Eben so abgeschmackt muß es in den Augen solcher Leute, die nur ein wenig partheyisch sind, scheinen, wenn sie einen Gelehrten erblicken, der groß, falsch, unflätig, hochmüthig, geizig und aufgeblasen ist, oder einen solchen, der sich verbunden achtet vor allen lebendigen Menschen auszureißen. Erblicken sie solche Männer, von welchen man sagt, daß sie Gelehrte seyn sollen, so

verfallen sie auf den Argwohn, ob auch ihr Studiren etwas dazu beygetragen haben sollte; und sie sind bald mit dem Urtheile fertig, daß sich dergleichen Männer überstudiret haben. Man gebe nur bey einer solchen Gelegenheit auf einen gemeinen Mann Achtung. Er wird zweifelhaftig seyn; und endlich wird er mehr Hochachtung gegen die Person, als gegen die eigentliche Beschäftigung desjenigen haben, welchen er für nârrisch erklären soll. Es wird ihn demnach höfflicher scheinen, wenn er saget, der Mann hat sich überstudiret, als wenn er schlecht weg spricht: Der Mann ist ein Thor, und ist nicht recht klug.

Ich will noch eine Ursache anführen, ich bin aber weit entfernt davon, dieselbige für etwas anders, als für eine Muthmaßung auszugeben. Wer weiß, rühret nicht dieses Vorurtheil unter andern daher; daß mancher die Worte, *Furor poeticus*, unrecht verstanden hat, und diese Entzückung, die einem Theile der Gelehrten, im guten Verstande eigen ist, unrechtmäßiger Weise auf alle Gelehrte

lehrte ausdehnet. Vielleicht auch daher, wenn mancher einen Gelehrten hat hören die Klage führen, er hätte sich über dem Studiren vermaßen angegriffen, daß ihm der Kopf ganz wüste sey.

Untersuchet man nun das Vorurtheil selbst, wovon wir die Quellen angegeben haben, so wird man den Ungrund desselbigen, ohne viele Schwierigkeit ausfündig machen.

Wir müssen zuvörderst, auf die Natur der Gelehrsamkeit unser Augenmerk gerichtet seyn lassen. Die Gelehrsamkeit dienet dazu, daß die Menschen ihren Verstand ausbessern, und dadurch den Verlust der erstlich anerschaffenen Vollkommenheiten, einigermaßen wieder ersetzen können. Es ist keine einzige Wissenschaft, die nicht hierzu das ihrige beytragen sollte. Je eifriger man sich nun darauf befließt, desto größer muß ohne Widerspruch der Nutzen seyn, welchen man davon zu erwarten hat. Woher sollte nun das Ueberstudiren kommen: Müßte man nicht voraussetzen, daß die Gelehrsamkeit anders verfahren thäte, als sie natürlicher Weise verfahren

ren

ren sollte, und daß sie die Menschen empfindlich strafe, statt ihnen angenehme Dienste zu leisten: Noch mehr, daß sie uns an demjenigen Theile strafen thäte, für welchen wir ihre Dienstleistungen mit Grunde hoffen konnten.

Hier begegnen mir meine Widersacher mit einem Einwurfe, und ich sehe es den armen Leuten an, wie viel Mühe es ihnen koste, denselbigen herfür zu bringen. Sie schmähen recht auf meine Uebereilung. Sie bringen mir Exempel, von unterschiedlichen Personen, die gar unersättlich im Studiren gewesen, und endlich tiefsinnig, wie sie sich ausdrücken, oder wahnwitzig geworden sind. Das ist ein Fehlerstreich, den ich mir nicht vermuthet hatte. Wäre ich nun ißt kein vernünftiger Greis, ey! wie würde es ißt mit mir aussehen. O man halte doch ja keinen Gegner für geringe!

Ich werde eine geschickte Wendung machen müssen, wenn ich mich aus der Sache heraus winden will. Wie, wenn ich den Einwurf einräumte, ohne der Bündigkeit meines Satzes das geringste zu vergeben? Es ist wahr,

wahr, dergleichen Beyspiele liegen am Tage. Allein man betrachte dieselben nach ihrer Gemüths- und Leibesbeschaffenheit. Man sehe ferner die Art und Weise an, nach welcher sie sich des Studirens unterziehen: So wird man gewiß finden, daß die Gelehrsamkeit Nicht behalte, und daß ihnen alle Schuld diesen Unglücklichen selbst bezumessen sey.

Es giebt viele hochmüthige und aufgeblasene unter denenjenigen, die sich Gelehrte nennen lassen. Ihre herrschende Leidenschaft läßt sie unterschiedliche thörichte Thaten unternehmen. Sie sind auf den höchsten Gipfel ihrer eingebildeten Weisheit, aber nur in ihren Gedanken: Denn alle die sie gewahr werden, halten sie für rechte große Thoren. Man muß ihnen dieses zugestehen, daß sie fleißig studiret haben. Soll aber das Studiren und daß sie viel gelesen, ihre Leidenschaft wirken oder vermehren? Welche Folge! Es sind oftmals welche, die von Natur kindisch und läppisch sind; ihr Gespräch wird einem bis zum Ekel verdrüßlich. Sie studiren aber fleißig, und fein alles unter einander.

ber. Diese werden sich überstudiret haben. O nein! Was ist der Gelehrsamkeit für Schuld bezumessen, daß solche Personen über sie gerathen mußten, die alte Kinder sind? ich glaube die Gelehrsamkeit hält dieselben ab, daß sie nicht noch kirger rasen und noch thörichter sind.

Der Leib manches Gelehrten ist mit unordentlichen Säften angefüllet. Die schwarze Galle verderbet sein Geblüte. Er ist zu der Milzsucht geneigt. Mit einem also beschwerten Leibe, tritt er die Geschäfte seines Fleißes an, und so wohl das Sizen, als das Nachdenken vermehren sein Uebel. Was kann aber die Gelehrsamkeit dafür, daß ein solcher Siechling sich zu ihrem Dienste dringet. Eine andre Lebensart, die mit vielen Sizen ohne die behörige Bewegung verknüpft gewesen wäre, würde einem so kränklichen Leibe, eben so schädlich gewesen seyn. Er würde den Ausbruch seines Uebels empfunden haben, wenn er auch nur ein Schneider geworden wäre. Sollte sich aber ein Schneider überstudiren können? Endlich muß man auf die Art

Art und Weise Achtung geben, welche man-
 che beobachten, die ihr Studiren zu ihrem
 Nachtheil unternehmen. Manche fangen die
 Sachen sehr verkehrt an. Sie wollen Wissen-
 schaften lernen, die ein tiefes mühsames Nach-
 denken erfordern, und eine gute Vernunftleh-
 re unumgänglich voraus setzen. Sie lassen
 aber diese letztere hinweg, und pflöpfen in ihr
 nicht genug aufgeputztes Gehirn tausender-
 ley Begriffe hinein, die ihnen bey so gestalten
 Sachen unbegreiflich werden. Dennoch soll
 es erzwungen seyn. Das Nachgrübeln giebt
 das einzige Mittel ab. Die Seelenkräfte
 und die Sinne werden über die Maßen ange-
 strengt, und der Leib ist mit seiner Gesund-
 heit nicht weit her. Ja es giebt Menschen,
 welche die göttlichen Geheimnisse mit dem
 Maasstabe ihrer gesunden Vernunft ausmessen
 wollen, da doch selbige allezeit die gesun-
 deste menschliche Vernunft unendlich weit
 übersteigen und göttliche Geheimnisse bleiben,
 welche die gesunde Vernunft nach der heiligen
 Schrift nur glauben, nicht aber vernünftig
 ausmessen soll, sonst bliebe es kein Glaube.
 Die

Die gesunde Vernunft der Menschen findet in dieser Welt Sachen genug, womit sie sich beschäftigen kann. Wenn nun aber solche Menschen nicht folgen wollen, sondern ihr Studiren verkehrt anfangen und auch verkehrt fortsetzen, ist nun da die Gelehrsamkeit daran Ursache, wenn solche Thoren nicht klüger, sondern thörichter werden? Ich irre, oder sie würden es nicht werden, wenn sie bey eben dem Fleiße nur so vernünftig seyn, und die rechten Mittel ergreifen wollten. Manche sind gewohnt viel zu studiren, doch es ist ihnen ein kleines, während einer Stunde, in zehen Büchern von verschiedenem Inhalte zu lesen. Sie werden in der That durch ihre alberne Art zu studiren, düster gemacht. Solche Menschen werden sich gewöhnen, so verwirrt zu denken und zu reden, als sie gewohnt sind zu lesen: Und eben diese Leute würden bey dergleichen Fleiße gelehrt und vernünftig werden, wenn sie sich nur überwunden hätten, und ordentlich geworden wären.

komische Scenen sehen, wobey man sich kaum des Lachens enthalten könnte. Die so nöthige Bezähmung seiner selbst, mangelt insgemein in den Jahren, wovon ich rede, und dieser Mangel verursachet natürlicher Weise eine herrschende unächte Neigung. Man bildet sich Sachen als wahrhaftig schön ein, von welchen man das Gegentheil überzeugt seyn könnte. Man hänget diesen Scheingütern nach, und man muß oftmals bey erlangter reifen Einsicht in eine nicht geringe Verwunderung ausbrechen, wenn man auf die Zeit zurück gehet, in der die Thorheit die eigentliche Beherrscherin unserer Person gewesen. Besonders ist die Schönheit, das mächtige Nichts, welches die Herzen der mehresten jungen Leute fesselt. Die Eigenliebe machet, daß sie dieselbe an ihren eigenen Personen hochhalten, und die blinde Neigung lehret sie an andern bewundern. Man besche doch die Schönheit etwas genauer, man überlege, wie wenig eine Sache Verehrung verdienet, wozu der Besizer nicht das mindeste beyträgt, so wird man sich selbst verlachen, daß man so viel

viel auf die Schönheit gehalten habe. Wollen wir die eigentliche Beschreibung dieser vorzüglichen Eigenschaft eines Menschen wissen, so können wir sie in nichts anders als in einer anständigen Uebereinstimmung der Glieder, und einer lebhaften Farbe des Gesichtes suchen. Eigentlich aber bestehet, nach den Begriffen unserer jungen Leute, die wahre Schönheit in nichts anders als einem Stückgen glatter Haut, welches über das Gesicht gezogen ist, und bis an die Kinnbacken reicht. Dieses Stückgen glänzende und reinliche Haut gestattet uns nicht das geringste Vorrecht über andre Menschen, die nicht damit prangen: Es ist kein Zeichen eines schönen Gemüthes, ja man hat oftmals das Gegentheil wahrnehmen müssen. Das ungegründete Vorurtheil der Alten, daß ein garstiger Leib der Wohnplatz eines garstigen Gemüthes sey, ist mit seinen Urhebern verloschen. Die feinsten Gemüther, die verständigsten heidnischen Weltweisen, ein Epiktet, ein Aesop, ein Sokrates, waren nicht nur nicht schön, sondern gar heßlich. Litten aber ihre Tugenden

den darunter Schaden? Verhinderte ihr ungestalter Körper die Nachkommenschaft an Bewunderung ihrer großen Weisheit? Man hat über dieses noch einen Unterschied zu beobachten; Ein Mensch kann nicht schön seyn, das ist, er kann keine zarte Haut, eine nicht lebhaftes Farbe, oder sonst einen Fehler im Gesichte haben, deswegen verdient er den Namen eines garstigen Menschen noch lange nicht; er verlieret nicht das mindeste an den Freyheiten, die er mit der menschlichen Gesellschaft gemeinschaftlich genüßet. Diese angeführten Betrachtungen schweben mir immer vor den Augen, und bin tausendmal dadurch zu einem lauten Gelächter bewogen worden, wenn ich eine überflüssige Bemühung schön zu bleiben, oder eine eitle Einbildung auf die Schönheit an jemanden wahrgenommen habe. Ich will es mit einem deutlichen Exempel erläutern und beweisen. Ich wohne in einer Strasse, so, daß ich einem gewissen jungen Herrn gerade in sein Zimmer sehen kann. So wenig ich auch Bekanntschaft mit ihm habe, so konnte ich doch die ersten Tage, als
er

er in meine Nachbarschaft gezogen war, an ihm wahrnehmen, daß die Schönheit derjenige Göze sey, dem er täglich seine gewissen Opfer bringet.

Es ist nicht zu leugnen, daß ihm das Lob einiger Schönheit nach den allgemeinen Begriffen zugehöre. Es weiß aber auch, daß er schön sey, und seine eigene gute Meynung von sich selbst, mag die Größe seiner Schönheit um ein merkliches vermehren. Er ist Vormittags kaum aufgestanden, so gehet sein erster Weg vor den hellen Spiegel. Dieses Orakel muß ihn belehren, ob der genossene Schlaf seiner glatten Haut und artigen Bildung etwas nachtheiliges verursacht habe. Er streichet sich das jugendliche Gesicht mit dem Finger, und drückt die Haut, damit nicht ein zurückgetretenes Schweißtröpfgen ein Blättergen hervor schießen lasse, und dadurch einen Uebelstand verursachen möge. Hierauf wäscht er sich das erstemal, und zwar die Hände mit Mandelkleyen, das Gesichte aber mit Wasser aus einer gläsernen Flasche, die vor dem Fenster sithet. Wenn er sich gewa-

schen und abgetrocknet hat, so gehet er wieder vor den Spiegel, und bezupft sich die Augenbramen. Er trinkt hierauf etliche Tassen Thee, und rauchet mit der größten Wohlstandigkeit eine Pfeife Taback; doch vergiftet er nicht unterweilen an den Spiegel zu treten. Wenn er die Pfeife weggelegt hat, so wäscht er sich abermals, und schneidet an den Nägeln herum. Ist er damit fertig, und hat die bald ausgestreckten bald gekrümmten Finger sattfam besehen, so reibet er dieselben mit einem weissen Tuche niedlich ab. Nunmehr ziehet er die Strümpfe und Schuhe sorgfältig an, welche ein paar blißende Schuhschnallen, von Silber erschaffen, verzieren. Eine völlige Stunde vergehet bey dieser Arbeit; denn man muß wissen, daß es mit einemmal Aufbinden, und einmaliger Hückung der Schuhschnallen nicht genug ist. Die Bewunderung seines wohlgewachsenen Fußes leuchtet aus allen Mienen. Er lächelt, und wäscht sich die Hände zum drittenmal. Nun kommt der Paruckenmacher. Er setzt sich auf einen Lehnstuhl, um sein schönes braunes Haar

Haar kräuseln zu lassen. Ein vor sich gehaltenes Taschenspiegel giebt ihm Gelegenheit, die Zurechtlegung eines jeden Härgens in Augenschein zu nehmen. Wenn der Paruckemacher weg ist, so tritt er abermal vor den Spiegel, er streichet den Puder aus dem Gesichte, und beschneidet mit einer kleinen Scheere die unrechtliegenden Haare. Nach diesem benetzt das Wasser seine zarten Hände zum viertenmal. Er siehet hierauf zum Fenster hinaus, und dieses aus keiner andern Absicht, als die Nachbarn stillschweigend zu befragen: Bin ich nicht ein recht schöner Mensch? Verdienet meine reizende Gestalt nicht unzählige Bewunderer? Der Pudermantel wird nun bey Seite geleyet, der Mittag rücket allmählig heran, und verbindet den jungen Herrn zu Tische zu gehen. Er zieht also das feine Kleid an; doch giebt er sich vorher unbeschreibliche Mühe, alle Falten auszukehren. Den Nachmittag wird er wohl auf den Hörsälen zubringen, denn diese Zeit über ist er nicht zu Hause: nur dieses einzige kömmt mir hierbey wunderlich vor, daß er

diesen ganzen Theil des Tages hinbringen kann, ohne für seine Schönheit Sorge zu tragen. Ich bin oft begierig gewesen, den Grund dieser unmäßigen Liebe zur Schönheit zu erforschen; endlich war ich so glücklich, denselben ausfindig zu machen. Er lieget nirgends anders verborgen, als in Erwägung der Gewalt, welche die Schönheit über andre Leute hat. Wenn dieses junge Leute einsehen, so ist die natürliche Folge diese: Sie bemühen sich schön zu werden.

Das Frauenzimmer insbesondere, ertheilet das Lob des Vorzuges sehr selten der Tugend, meistens aber der artigen Bildung. Sie sind mehr gewohnt ihr Augenmerk auf das Aeußerliche zu richten, als das Gemüth, den Wohnplatz alles Vorzuges, anzusehen. Ich habe sonst öfters meine innige Betrübniß empfunden, wenn ich in Gesellschaft mit Frauenzimmern, den einfältigsten Tropf, seiner glatten Haut wegen, dem manierlichsten Menschen habe vorziehen sehen.

Werb

Werd ohne Kummer zur Maschine,
 Man mag gleich stumm und hirulos seyn,
 Man sey nur schön, so nimmt man ein,
 Wie mancher steigt durch eine freye Miene,
 Der blöder ist als Holz und Stein.

Gellerts Orakel.

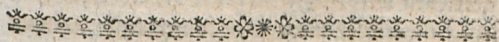
Man darf sich gar nicht wundern, warum das Frauenzimmer so viel Aufhebens aus wohlgebildeten Mannspersonen macht, man darf nur die Liebe zur Schönheit an ihren eigenen Leibern zu Rathe ziehen. Ein Mädchen mag nur ein wenig wohl gebildet seyn, so hält sie sich doch in ihren Sinnen für überzeugt, daß sie unter die grossen Schönheiten gehöre. Und gesetzt, ihr Spiegel bezeuge auch die Untreue, sie eines andern zu belehren; gesetzt, die Verehrer erschienen sparsam, so wird es doch Mühe genug kosten, ihr das geliebte Vorurtheil zu benehmen. Ich sehe manches Frauenzimmer für billiger an, und denke, daß sie in einem so nichtigen und vergänglichlichen Gute, als die Schönheit ist, dasjenige in der That nicht suchen, was sie darinnen zu entdecken scheinen.

nen. Allein, die Mannspersonen machen dieses schöne Geschlechte zweifelhaftig. Sie belegen ein wenig Reizendes an ihnen mit den größten Lobeserhebungen. Sie machen sie dadurch hochmüthig, als welches durch nichts leichter, als durch ein unzeitiges Lob bewerkstelliget werden kann. Wer ein schönes Frauenzimmer hochhält, dem ist es ein kleines, sie aus der Zahl der Sterblichen herauszureißen. Ein Liebhaber hat zu viel Ansehen, daß ein junges Frauenzimmer, seine Versicherungen wegen einer ihr ohnedem angenehmen Sache, für Schmeicheleyen halten sollte. Je geschickter der Liebhaber, desto zärtlichere Reden suchet er hervor, den Gegenstand seiner Neigungen aufgeblasen zu machen. Weit artiger wäre es, und einer Mannsperson viel anständiger, wenn sie diese Lobeserhebungen dem Außerlichen entzögen, und die innerlichen Gemüthsvortrefflichkeiten ihrer Gebieterin damit belegten. Wollten sie noch billiger verfahren, so könnte die Wichtigkeit einer schönen Gesichtes- und Leibesgestalt Stoff zu sehr vielen Unterredungen geben. Ein
solcher

solcher Liebhaber wäre vernünftig, und ein Gespräch von dergleichen Art, für das Frauenzimmer heilsam. Nur ist es zu bedauern, daß man den Wohnplatz eines so vernünftigen Liebhabers auf der Charte gen Utopien suchen muß. Zudem, so ist einmal in der Schule der Liebe gleichsam eingeföhret, daß man etwas an dem geliebten Gegenstande erheben muß. Die Tugend liegt insgemein zu tief versteckt, daß man sie nicht gleich entdecken kann. Es ist folglich der sicherste Weg, man nehme seine Zuflucht zu der Schönheit. Ist die Schöne wichtig, und besitzt nur den kleinsten Theil vom Verstande, so findet sie Gelegenheit die Thorheit ihres Liebhabers zu belachen. Ist sie ein Bild, so hat man hinlänglichen Stoff, in ihrer Gesellschaft nicht ganz und gar eine stumme Person vorzustellen. Um den Nutzen oder Schaden eines Frauenzimmers bekümmern sich unsere junge Herren wenig oder gar nicht. Es ist ohnedem eine durch die traurige Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß Schönheit und Tugend nicht allemal beysammen wohnen.

nen. In der schönen Brust einer Lais wal-
let ein Heilheitsmeer, die Weltgepriesene schö-
ne Helena gestattet eine unkeusche Umarmung,
und so Brust als Mund einer Dido schwel-
len von fremden Küssen auf. Ich bin oft
neugierig gewesen, hinter die Ursache davon
zu kommen. Meine gelehrten Leser und Le-
serinnen würden mich ihnen sehr verbinden,
wenn sie diese gemeine Klage ihrer Untersu-
chung würdigen wollten. Wären junge Leu-
te, die sich in die Fesseln der menschlichen Lie-
be gegen das Frauenzimmer freywillig bege-
ben, allemal im Stande eine Prüfung anzu-
stellen, so würde der geliebte Gegenstand mehr
nach der Gemüthsbeschaffenheit, als nach
der Gesichtsbildung beurtheilet werden; so
aber sind die Verliebten insgemein wie halb
blind. Ihre Augen bleiben bey der äußerli-
chen Schönheit stehen; sie halten sich für
überzeugt, daß sie unter der Schönheit die
reinste Tugend hochhalten. Unterdessen ge-
schiehet es, daß sie zu den betrüglischen Rei-
zungen einer lasterhaften Liebe hingerissen,
und diese selbst nicht ehe gewahr werden, bis
es

es nicht mehr Zeit ist selbige zu dämpfen. Glücklich ist derjenige, welcher sich in eine solche Verfassung setzet, der Macht einer untugendhaften Schönheit zu widerstehen. Wollten meine jungen Leser meinen freymüthigen Rath, als eines vernünftigen Greises, in ihrer Liebe annehmen, so sollten sie gewiß für den Betrug dieser gefährlichen Syrene sicher seyn. Erstlich: Wenn ihr ein Frauentzimmer loben wollet, so setzet euch solche Dinge zum Muster, die gewissermassen von ihr, und nicht von einem blinden Dhngefähr abhängen. Zum andern: Es stehet allzu weibisch für eine Mannsperson, wenn sie sowol an sich selbst, als auch an andern, die Schönheit als etwas Vorzügliches betrachtet.



Drittes Stück.

Ich, als ein erfahrner Greis, kann mir keinen Begriff von einem elenden Geschöpfe einer irgend möglichen Welt machen, das einem

einem unvernünftigen Gottesleugner gleich zu stellen sey. Die Ungewißheit, in der ein solcher Mensch schwebet, ist an sich selbst etwas erschreckliches, und ihre Begleiter tragen das ihrige bey, das Unglück eines solchen Menschen vollkommener zu machen. Was kann abscheulicher seyn, als wenn ein Mensch aller Anleitung der natürlichen Erkenntniß widerspricht, seine gesunde Vernunft nicht recht gebrauchen will, und die gebräuchlichsten Beweise, die uns alle Geschöpfe zurechtweisen, halbstarrig ableugnet. Ein Mensch, der sich einmal solche unselige Meinungen vorgeschaffet hat, und von Furcht und Zweifel umgetrieben wird, ist wie ein leichtes Schiff, welches auf den ungestümen Meereswellen hin und her getrieben wird. Je geringer die Ueberzeugung eines Gottesleugners seyn kann, desto erstaunlicher wird seine Beschäftigung. Es wird mir niemand das Beyspiel eines Atheisten aus den alten oder neuern Zeiten anführen können, aus welchem sich die mindeste Ueberzeugung wahrnehmen liesse; Ich aber wollte wohl hundert Exempel von dem Gegentheile zum

zum Vorschein bringen. Kein unvernünftiges Thier kann bey gewissen natürlichen Vorfällen eine grössere Furcht bezeugen, als so ein Mensch, der sonst von der vorzüglichen Grösse seines Geistes so viel Aufhebens und Prahlens machet. Es thürmen sich von weiten Gewitterwolken auf. Er eröfnet das Fenster, und siehet mit einer scheuen Miene wieder herein, furchtsame Augen siehet man in seinem Kopfe. Das drohende Gewölke ziehet sich näher gegen unsern Scheitelpunkt. Seine Blicke werden immer verstärket. Nunmehr hört man einen entsetzlichen Sturmwind, Wolken vom Staube steigen gegen den Himmel, und machen gleichsam eine dunkle Nacht. Nunmehr hört man den krachenden Donner, und erblicket den feurigen durchdringenden Straal der leuchtenden Blitze. So viel Donnerschläge gehöret werden, so viele Bewegungsgründe findet er zu neuer Furcht. Der Angstschweiß bricht ihm aus, Schrecken des Todes umgeben ihn gleichsam, und er wird endlich gar, wie von einer Ohnmacht hingerissen, wenigstens ist er ganz wie, ohnempfind-

empfindlich bey dem finstern Donnerwetter. Meines Erachtens zeuget dieses mehr als zu deutlich seiner Person, oder seiner Seele, von der Gewißheit, daß ein höheres Wesen seinen Einfluß in diese so gemeine Wirkung der Natur habe. Woher rührte sonst das Schrecken? Ein hoher Geist wird doch nicht so weibisch seyn, und vor etwas erzittern, dessen Ursachen er kennet, wenn er den festen Glauben hat, daß das Wesen dieses Ganzen für sich selbst bestehe, und von keinem allmächtigen Beherrscher regieret werde; sondern daß es natürlich sey; da ein solcher Gottesleugner doch wissen muß, daß Gott die ganze Natur aus nichts erschaffen hat und regieret. Der ganze Zweifel an dem Daseyn des unsichtbaren majestätischen Gottes, hat, wo ich nicht irre, folgenden Ursprung. Ein ehrgeiziger Mann unter den Alten belustigte sich damit, wenn er besondere und nicht gemeine Meinungen vertheidigen, und andern widersprechen konnte. Solchen Leuten, die den Geist des Widerspruches haben, ist nichts erfreulicher, als wenn sie allgemeine und von jedermann

mann geglaubte Wahrheiten über den Haufen stoßen können. Der Satz: Es ist ein Gott, ist durch die Uebereinstimmung aller Völker sattfam bestätigt, und also ein erwünschter Gegenstand für unsern hohen Geist, durch denselben entgegen gesetzte Schlüsse sich Ehre zu erwerben. Seine neue ungegründete Wahrheit fand in ihrer Art Verehrer. Ein Haufe kleiner Geister die gerne klug seyn wollten, fielen ihm bey. Eine Menge Lasterhafte, die das Gefühl ihrer bösen Thaten vor einem Rächer derselben zittern machten, nahmen dieses Pflaster gegen die Wunden ihres Gewissens mit Freuden auf: Und gesetzt, daß es auch dazu nicht half, so diente es doch den Lastern in den Augen der ehrbaren Welt, eine Schminke anzustreichen. Ist kein Gott, so ist kein höchster Gesetzgeber; so sind die Gesetze unnütze Kappzäume, die man nach eignen Gefallen abschütteln kann; so mag ein jeder nach eignen Gutdünken verfahren. Auf eben diese Art ist auch die Ablegnung Gottes fortgepflanzt worden. Je mehr die Zeiten mit vermeinten witzigen Köpfen angefüllt gewesen, desto

E
mehr

mehr wird man ordentlich freche Gottesleugner zählen. Eine unglückliche Vorbedeutung für unser itziges Weltalter! Es kann nicht so fehl abgehen, daß nicht manchmal ein sinnreicher Mann, der aber dabey der gesunden menschlichen Vernunft kein Gehör giebt, (denn von der göttlichen Offenbarung in der heiligen Bibel, wollen wir noch nicht reden,) auf dergleichen Abgeschmacktes verfällt. Zwar thut man auch vielen Unrecht. Manche Leute haben ein gutes Herz, und sind doch dabey gewohnt etwas dunkel zu reden. Hieraus nehmen denn oftmals ihre Feinde Gelegenheit, ihnen irrige Meynungen, ja die größte Bosheit von der wir reden, anzudichten. Also ist es den Alten ergangen. Dieses hat in den barbarischen Zeiten manchen zu einem Märtyrer gemacht, und noch bis iho werden viele dadurch verkehrert. Unterdessen ist doch nicht zu leugnen, daß viele in Worten und Schriften, das Daseyn Gottes abgeleugnet haben. Solche Thoren, die aller gesunden Vernunft, ja sich selbst und ihren eignen Empfindungen zuwider reden. Solche erstaunende

nende Böfewichte, die Denjenigen mit der größten Undankbarkeit belohnen, welchen sie nothwendiger Weise sich selbst, ihre gesunde Vernunft und alle Glieder, und alles zu danken haben. Solche Menschen sollten wissen, daß es eine gesunde Vernunft, und viele thörichte Vernunften sehr vieler schlimmen Köpfe giebt, folglich sollten sich solche Menschen nach der einzigen gesunden Vernunft richten, und was ihnen dieselbe vom Unbegreiflichen Gottes nicht eröffnen noch belehren könnte, weil es über ihre Kraft wäre, sollten solche Leute aus der heiligen Schrift sich lehren lassen, und es demüthig glauben, so würden sie stets eine gesunde Vernunft behalten. Ich will so milde gegen diese Ruchlosen verfahren, und ihre Sätze und Beweise für einen bloßen Scherz ansehen; und dennoch wird diese Beschuldigung nicht wegfallen. Könnte ich glauben, daß sie mit Ueberzeugung fehlten, so würde ich nicht Worte genug finden können, ihr thörichtes und unvernünftiges Laster abzubilden, das sie begiengen, ehe sie zu so einer vermeynten ungegründeten Gewißheit gelangten. Undank-

E 2

bare!

bare! die das Daseyn Desjenigen leugnen, den ihnen selbst die gesunde Vernunft als den Urquell ihres Daseyns darstellt. Ein Kind, das seinen Vater verleugnet, und dieses dazu in einer Stadt wagen wollte, wo alle Menschen Zeugen wider sein Vorgeben wären, würde vor thöricht gehalten werden, und man würde sich bemühen, solches wieder zu gefunden Verstande und Einsicht durch vernünftige Vorstellungen und Zureden zu bringen. Was soll man aber von einem solchen Menschen denken, der in der sichtbaren Welt, wo auch das kleinste Geschöpf stillschweigend von dem allweisen und allmächtigen und gütigen Gott redet, diesen seinen ersten Vater, nicht erkennen will? ob er sich gleich auf vielfältige Art und Weise allen Menschen zu erkennen giebet; weil er in einem Lichte wohnet, dahin niemand kommen kann; eben so wenig als man gerade mit den Augen in die Sonne sehen kann, wenn man nicht sein Gesichte schwächen, oder wohl gar verlieren will. Aber laffet einmal die vielen Wohlthaten Gottes gegen einen solchen Unmenschen auftreten.

Wo,

Woher kömmt es, daß du am Tage sehen kannst? von der Sonne und von meinen Augen. Hat aber etwa so ein bewundernswürdiger Körper als die Sonne ist, von sich selbst entstehen können? Wer zündete ihr das Licht an? Wer hat sie so schön geschmücket? Wer hält ihre Achsen in den Regionen feste, allwo sie sich befindet? Ist sie vielleicht ewig? Sollten vielleicht meine Blätter das unerwartete Unglück haben, in die Hände eines Atheisten zu kommen, so wollte ich mir die Beantwortung dieser Fragen von ihm ausbitten.

Unser Auge ist so wunderschön gebauet, so herrlich begabet, und so feste verwahret, daß man sich nimmermehr einbilden sollte, es sey von ohngefähr entstanden, oder rühre von einer ewig dauernden Fortpflanzung her. Man nehme nun diese beyden Stücke. Auch nur obenhin betrachtet, wird man Spuren von einem höhern Wesen darinnen finden. Ohne Licht würden wir elend genug daran seyn. Ist nun das Licht eine Wohlthat Gottes, so versündigen sich diejenigen, durch einen merklichen Undank, welche Ihn als das größte
 E 3 Licht,

Licht, in diesem Lichte nicht erkennen wollen. Woher nehmen wir die Speise, die wir zu unserer Erhaltung bedürfen? Die Erde müßte ewig seyn, wenn sie ein Saamenkorn hervorbringen wollte. Wie will ich aber dieses mit den Begriffen zusammen reimen, die ich mir von einem Körper fassen kann? Ja, wenn es nur von der bloßen Erde herrührte, so könnte man allenfalls noch etliche Schlupfwinkel ausfinden, woraus zum Schein etliche Beweise zu entlehnen wären: So aber muß gar vieles dazu kommen. Die Sonne muß ihre Strahlen in einer Mäßigung auf den Erdboden fallen lassen. Die Wolken müssen ihn mit fruchtbaren Regen befeuchten. Die Luft die erforderliche Wärme annehmen. Der Wind kann so wenig als das Ungewitter dabey entbehret werden. Es muß thauen: Stehet es über Winters, so ist es in Gefahr zu erfrieren, dafern es nicht von dem Schnee bedecket wird. Sollten uns so vielerley Umstände, ehe auf ein ungeheures Ungefähr, als auf einen weisen Werkmeister dieses Ganzen, nämlich der ganzen
sicht.

sichtbaren Welt leiten? Gesezt auch, wir wollten nach dem ersten greifen, so wird doch die Betrachtung des wunderlichen Wachsthumes des Getreydes, unsere Hand gleichsam zurück halten. Das Brod, das wir heute in den Mund stecken, war erstlich grünes Gras: Es trieb einen Stengel, und aus der Decke eines dünnen Blätgens sproßte eine leere Aehre hervor. Diese stand eine Weile also, nachher hieugen unmerkelt an den Fäsergen derselben, wieder viele kleine Fäsergen, die der Landmann Blüten nennet. So plötzlich dieselben zum Vorschein gekommen waren, so plötzlich verbargen sie sich wiederum in die Aehre, und man sahe darinnen unterschiedliche kleine Düpsgen, in der Größe einer Nadelspiße. Diese wurden allmählig größer: und nicht ehe bis sie zu ihrer gehörigen Größe gelanget waren, konnte sie die Sonnenhitze härten. Abermals ein vervielfältigter Beweis, für die unumgängliche Nothwendigkeit eines höhern Wesens, dessen Fügung wir unsre Speise zu danken haben. Wer sich des Undanks der Gottesleugnung

fürsächlich schuldig machte, würde weit ärger verfahren als das Vieh, das bey dem Genuß seines Futters, denjenigen ansiehet, und ihm entgegen brüllet, der ihm dasselbige vorwirft. Ich hatte jüngsthin meine Gedanken darüber.

Ein Hund war von seinem Herrn abgekommen, und hatte schon etliche Tage unter meinen Fenstern gelegen. Der Hunger, der ihn nagte, trieb ihn zum Winseln. Ein natürliches Mitleiden, was sich bey mir auch über das Vieh erstreckt, trieb mich, ihn etliche Bissen Brod zu dem Fenster herunter zu werfen. Er sah sich um, wo es her kam, und kaum hatte er meiner in der Höhe wahrgenommen, so bezeigte er mir durch allerhand freundliche Leibesbewegungen diejenige Dankgestiffenheit, welche ich nur immer von einem Unvernünftigen fordern konnte. D wäre nur ein Gottesleugner so dankbar als dieser hungrige Hund. Wollte er sich nur um seinen Wohlthäter bekümmern, so würde ihm Derselbe in der That nicht lange Zeit unentdeckt bleiben. Gesezt, ein Mensch wollte sich

sich alle Mühe geben, sich von der Unmöglichkeit eines Gottes zu überzeugen, so würde ihm doch eine nur ein wenig aufmerksame Betrachtung der Werke der Natur, alle Lust zu einer vergeblichen Mühe verhindern. Eine jegliche von den vier Jahreszeiten hat die Menge stummer Zeugen, von der Wirklichkeit ihres Schöpfers. Besonders ist der Wechsel zwischen Frühling und Sommer, mit denen-
selbigen angefüllet. Wir, die wir die Ehre haben der Freundschaft des alten Herrn Mentors zu genießen, haben Gelegenheit bey dem öftern Genuß des angenehmen Landlebens, die unaussprechlichen Schönheiten der Natur zu betrachten, und wir werden keine davon ansehen, ohne zugleich die schuldige tiefste Ehrerbietung gegen unsern und ihren gütigen Schöpfer zu empfinden. D sollten manche weise Menschen mit uns spazieren gehen, sollten sie die erbaulichen und vernünftigen Betrachtungen des Ehrenvollen Greises mit anhören, alsdenn wollte ich sie Allerseits um ihre Ueberzeugung von den unsichtbaren Gott fragen. Wir bewundern, nach den gesunden

Begriffen, die wir aus der heiligen Schrift und aus der gesunden Vernunft von Gott haben, an Ihm eine majestätische Allmacht, eine ohnvergleichliche Weisheit, und eine unfägliche und unermessne Gütigkeit. Diese vorzüglichen Eigenschaften unsers Schöpfers, erhellen und leuchten aus seinen Geschöpfen, und werden klärer, je mehr wir das Handwerk Gottes anschauen. Unfre Wiesen sind mit grünen Grase und unzähligen bunten Blumen, als mit Teppichen überzogen. Die Kühe weiden sich in fetten Klee. Ein junges Lamm, was iso zuerst sein Daseyn fühlet, folget der säugenden Mutter in das Feld. Sein Hüpfen und Springen verräth, daß es die Annehmlichkeit des Frühlings empfinde. Es wälzet sich mit einem freudigen Muthwilen auf dem grünen Erdboden herum: und ob es gleich außer der Muttermilch noch keine Speise genossen, so scheint es doch von Natur einen Geschmack an dem noch nie gekosteten Grase zu finden, weil es dasselbige so begierig aus der Erde heraus zopfet. Man setzet seinen Fuß einen Schritt weiter, und findet

findet foglich hinlänglich Stoff zu neuer Be-
 lustigung des Herzens, und einen neuen Be-
 wegungsgrund einen gütigen Gott zu glau-
 ben. Es zeigen sich auf unterschiedlichen
 Feldern nancherley Gattungen des Getrey-
 des. Einiges davon ist in der Höhe eines
 Mannes gewachsen, und fängt allmählig an,
 an den zarten Fäsergen der Lehren grünlich-
 gelbe Blüthen zu bekommen. Eine andre
 Art fängt erst zu schossen an, und man siehet
 weiter nichts als einen etwa Ellen langen
 Stengel, an welchen man noch nicht die ge-
 ringste Spur einer Lehre gewahr wird. Die
 dritte Gattung scheineth noch dem grünen Gra-
 se im Lenze gleich zu seyn. Das Feld pran-
 get nicht etwa nur zur Zierde mit Korn und
 Weizen, und die Gräseren ist kein bloßer
 Schmuck der Wiesen, sondern ist beyderseits
 also beschaffen, daß der Nutzen des Men-
 schen dadurch befördert wird, ja, es wächst
 das Getreyde auf langen schwanken Sten-
 geln, damit seine Körner, welche der Men-
 schen Nahrung sind, nicht zum Raube der
 Vögel werden, weil sie ohne Nester sind, und
 auf

auf selbigen nicht nisten können. Was heißet dieses anders gesagt: Als Gott ist weise, allmächtig und gütig. Seine Allmacht erhellet aus der Hervorbringung dieser Gewächse. Seine Weisheit wird aus dem ungemeinen weisen Bau dieser Geschöpfe deutlich, und seine Gütigkeit kann man daraus abnehmen, daß alle diese unzähligen Dinge, den Nutzen des Menschen zu ihrem Endzweck haben. Die Wiesen reichen dem Vieh sein Futter, was endlich zu der Speise der Menschen dienen muß. Das Getreyde und die Baumfrüchte wachsen, damit die bedürftigen Menschen ihren Hunger stillen können. Das Wasser hält unzählige Schaaren von Fischen in sich, die den Menschen zur Speise und zur Sättigung dienen. O großer Menschenfreund! O Liebe, die du bloß die Nothdurft solcher bedürftigen Geschöpfe als wir sind, zu deinem hauptsächlichlichen Absehen hast.

Wir müßten im höchsten Grad verblendet seyn, wenn wir aus diesen Probestücken, der lobwürdigen Eigenschaften unsers gnädigen Gottes, denselben dennoch nicht erkennen wollten.

Die

Die klaren Bäche rauschen daher, und geben unserm Ohre das angenehmste Spielwerk, doch wir sind nicht fähig mit unsern Sinnen völlig das Triebwerk des Wassers in der ganzen Welt zu erkennen und völlig zu beschreiben. Wir können von den Bächen und Quellen den Nutzen und die Nothwendigkeit des Wassers erkennen lernen. Womit würde unser Land befeuchtet, und zu Hervorbringung der mancherley Früchte tüchtig gemacht werden. Womit wollten wir unsere Speisen zum Genuße zubereiten: und was wäre unter andern Geschöpfen sonst so geschickt, den Durst der Lebendigen zu stillen. Es wäre eine unverantwortliche Thorheit, wenn die vernünftigen Menschen nicht einsehen wollten, daß die Weisheit Gottes, mit der heiligen Schrift zu reden, auf den Wassern spiele. Eben deswegen haben wir vernünftige Fähigkeiten, daß wir alle daseynde Geschöpfe zu unserm Nutzen uns zubereiten, und vernünftig zu unserer Nothdurft und zur Erhaltung unsers Lebens gebrauchen sollen. Sollte die Natur, ohne Zuthuung eines allmächtigen und

und unendlichen Wesens von Ewigkeit her seyn, so würden wir unterschiedliche Eigenschaften des Wassers nicht zusammen reimen können. Der Ursprung desselben ist aus der Erde. Sein Lauf, der in seinen Ufern fortgeht, und sich allemal nach der Hauptversammlung der Wasser, die wir das Meer nennen, zuendet. Die gewaltige Stärke, mit welcher es oft ganze Gegenden überschwemet, wenn es aus seinen Ufern austritt. Die Ebbe und Fluth des Meeres. Fallen uns die nur benannten Umstände, bey Betrachtung des Wassers ein, so wird uns zugleich ein natürlicher Schluß auf den allerhöchsten gütigsten Schöpfer führen. Auch die Bäume, treten bey unserer Frühlingsluft, als Prediger von dem Daseyn Gottes auf. Sie sind meistens gerade in die Höhe gewachsen, daß sie kaum ein Künstler, durch das Abmessen und Winkelmaaß, gleicher machen könnte. Menschenhände tragen zu ihrem Wachsthum nichts bey. Der Himmel besuchet sie, und die Sonne wärmet mit ihren Strahlen die innerliche Kraft auf, die sie bey sich haben,

haben, wohlschmeckende und nahrhafte Früchte zu erzeugen. Ihr Schmuck der grünen Blätter schießet aus kleinen Knospen hervor. Ihre Blätter geben einen nicht geringen Reiz unserer Augen ab, und wie sehr vergnüget uns nicht die Pracht ihrer weißen und röthlichten Blüten. So klein diese Blätter sind, so viel Bewundernswürdiges finden wir in ihnen. Die zarten Blätter aus welchen sie bestehen. Die kleinen Fäsergen, die ihr Eingeweide ausmachen, die schöne Mischung der Farben. Der liebliche und balsamische Geruch, der von ihnen ausduftet. Die kunstmäßige Schattirung, welche die Bäume, die Blätter, die Blüten und zuletzt die süßen Früchte unter einander machen. Dieses alles fällt nicht umsonst so sehr in die Sinnen, sondern darum, damit wir Menschen, durch die vernünftigen Sinne, das Daseyn der Gottheit erkennen sollen. Wir können unsere nutzbaren Betrachtungen noch weiter führen.

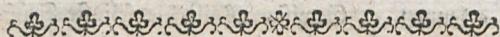
Ueber unsern Häuptern schweben in den Lüften unterschiedliche Gattungen Vögel. Sie machen die angenehmste Luftmusik. So klein

klein eine steigende schwirrende Lerche und eine trillernde Nachtigall ist, ja so klein diese Thiergen sind, wenn wir sie auf den Feldern, oder in dem schattichten Walde erblicken, so haben doch ihre Kehlen die reinsten und die durchbringenden Töne in ihrer Gewalt. Sie beobachten in ihrem Fluge eine sonderbare Ordnung. Einige von ihnen entfernen sich im Winter unsern Augen. Sie tragen an ihren Leibern einen bunten Federschmuck. Sie suchen sich ihr Futter mit Sorgfalt, und haben einen innerlichen Trieb vor ihren schon bekannten Feinden zu fliehen. Wer hat diesen Thieren ihr fedriges Gewand angezogen? Wer hat ihnen die Tonkunst gelehret? Wie können sie sich in den Lüften erhalten, worinnen andre Geschöpfe ersticken würden? Wer gab ihnen die Anleitung zu der Ordnung, die sie in ihren Flügen beobachten? Wir sehen uns abermal genöthiget, in die Höhe zu sehen, und die unterschiedlichen Umstände bey diesen Geschöpfen von dem weisesten Meister herzuleiten. Also läßt sich das Daseyn des Beherrschers der Natur aus der Natur erkennen.

erkennen. Gewiß, es ist die seligste Früh-
lingsbeschäftigung, wenn man die Gaben Got-
tes, die herrlichen unzähligen Geschöpfe also
betrachtet. Elende Menschen, welche diese
Sachen, die bloß und lediglich zu ihrem Nutzen
dienen, nur obenhin betrachten! Heillose, die
das boshaftige Spielwerk ihrer üppigen Ge-
danken so weit treiben, daß sie sich so gar be-
mühen, eine felsenbeste Wahrheit über den
Haufen zu werfen, die durch eine durchgängi-
ge Beystimmung aller Völker bestätigt wird.
Deswegen gehe ein jeder unvernünftiger
Gottesleugner in sich, und lese demüthig die
heilige Schrift, brauche die gesunde Vernunft,
und betrachte mit selbiger die unzählige Menge
der Werke der sichtbaren Welt und Natur, so
wird ihm alles das Daseyn eines gütigen Got-
tes belehren. Ich werd. mehrmal Gelegen-
heit suchen, diesen Elenden ihre Blöße aufzu-
decken, und deine Verherrlichung, mein gnädi-
ger Schöpfer, soll noch ferner, so du mir
meine Tage aus Gnaden fristen wilt, die an-
genehmste Beschäftigung der Feder deines un-
würdigsten Knechtes werden.

D

Das



Viertes Stück.

In diesem Stücke werde ich ein paar Worte mit denen Jünglingen reden, welche die Gelehrsamkeit ihr fürnehmstes Augenmerk nehmen. Diese neuangehenden Musensöhne fangen nunmehr an, denjenigen Grund zu legen, worauf mit der Zeit, entweder ein taugliches Mitglied des gemeinen Wesens, oder eine unnütze Last desselben gebauet werden soll. Sie wagen den ersten Auftritt, aus dem Schooße einer zärtlichen Mutter in die große Welt. Es beruhet lediglich bey Ihnen, ob sie ihre Rolle nützlich, oder schlecht spielen wollen. Sie werden sich selbst überlassen. Ihre Aeltern trauen ihnen die Einsicht zu, die mit ihren Jahren gar wohl bestehen könnte: Und fordern die erwünschte Erfüllung dieses guten Zutrauens von niemand, als von Ihnen. Doch der wenigste Theil der jungen Musensöhne, und höchstens nur diejenigen, die wegen einer sonderbaren Einfalt ihren klügeru

gern Freunden zum Gelächter werden, erfüllen die Hoffnung ihrer Aeltern, und den sehnlichen Wunsch der Republick. Ich werde den Ursprung dieses wahren Unglücks untersuchen, und meinen Lesern etliche Anmerkungen von jungen Leuten mittheilen.

Die Erziehung ist ohne Zweifel eine der wichtigstens Quellen dieses Verderbens. Vornehme Leute sehen öfters mehr auf eine sogenannte Artigkeit bey ihren Kindern, als auf die Ausschmückung ihres Gemüths, und auf die unentbehrliche Tugend, womit das zarte Alter nothwendig gezieret werden muß. Daher kömmt es, daß wir so viele artige Herren haben. Die Aeltern nehmen sich oftmals nicht Zeit, auf die Erziehung ihrer Kinder selbst ein wachsames Auge zu legen. Man überläßt sie zuweilen solchen Menschen, die zuweilen selbst noch Verbesserung brauchen. Die Kindermuhme ist insgemein der erste Hofmeister. Jemehr dieselbe bey der gnädigen Frau gilt, desto besser forget sie, ihren Gedanken nach, für den jungen Herrn. Das ist, sie bringt ihm bey Zeiten thörichte, hoffärtige und

wohl gar unchristliche Begriffe bey, die nachhero einen betrübten Einfluß in das ganze Leben haben. Hat der junge Herr Unanständiges genung von der Kinderfrau eingesogen, so bekömmt er einen Aufseher, der gemeiniglich nicht viel klüger ist als seine erste Hofmeisterinn. Der schlechte Lohn, welcher dergleichen Leuten insgemein für ihre saure Mühe zu Theile wird, schrecket manchen geschickten Kopf ab, sich durch mühsame Arbeit seinen Unterhalt zuwege zu bringen. So ist also eine scheinbare Nothwendigkeit, daß die Kinder angesehener Leute in ersten Jugendjahren verderbet werden müssen. Ein guter Aufseher könnte zwar durch unermüdeten Fleiß die Sache in etwas wieder gut machen: Es kömmt aber darauf an, ob ein solcher gefunden wird. Junge Leute vernünftig zu ziehen, ist an sich selbst nichts leichtes; und wird noch schwerer, wenn man zuvor wider den Saamen des Bösen kämpfen muß, der durch andrer Menschen Verschulden in den noch zarten Gemüthern Wurzel gefasset hat. Hat der Aufseher nicht einen durchdringenden Verstand, und ein gutes Herz,

fo

so wird er vielleicht mehr verderben, als er gut machen könnte. Man setze noch dieses hinzu, daß die nahe Gegenwart nur allzusehr zärteln der Aeltern dem besten Aufseher oftmals die Hände bindet. Diesen liegt oftmals mehr daran, ihre Kinder zu wilden Menschen, als zu vernünftigen Männern gemacht zu sehen. Es ist was leichtes, dieses aus der täglichen Erfahrung sich selbst zu beweisen.

Die Kinder gemeiner Leute, werden einer verderbten Erziehung nicht weniger ausgesetzt. Die Armuth ihrer Aeltern, und öfters der Unverstand derselben, sind wichtige Hindernisse. Die wenigsten sind so glücklich durch ihre gute Gemüthsart, denenselben auszuweichen. Leute von niedriger Herkunft, die ihre Kinder der Gelehrsamkeit widmen, prüfen die Kräfte derselben gemeiniglich allzuwenig. Wenn der Knabe zeitig lesen lernet, so ist dieses bey vielen Aeltern schon ein zureichender Grund, sich alle mögliche Gelehrsamkeit von ihm zu versprechen. Sie sehen ihm Muthwillen nach, den sie einem Sohne, der ihr Handwerk lernen sollte, wohl schwerlich gestatten würden; denn sie

D 3

denken, das Kennzeichen eines fähigen Kopfes bestehe darinnen, wenn er bey Zeiten lose Streiche begehret. Kömmt der in Hoffnung gelehrte Sohn zu einem wenig reifern Alter, und kann er dem Vater einige lateinische Sprüchwörter und Formelgen hersagen, so wird ein halber Abgott aus ihm gemacht, und er ist in seiner Aeltern Augen so gelehrt als der Herr Gerichtshalter in ihrem Dorfe. Man läßt es dem kleinen Donathelden deutlich merken, wie viel man aus ihm mache. Man ziehet ihn bey jeder Gelegenheit hervor. Alle Nachbarn und Verwandten sehen auf ihn, als auf denjenigen, der ihr Geschlecht verewigen werde. Die Mutter wenigstens wirft einen Haß auf alle diejenigen, die ihren jungen Sohn zu verachten scheinen. Je weiter er in der Schule rücket, desto mehr wächst die Verehrung. Bald wird die Kost, mit der sich der Vater bey seiner sauern Arbeit begnügen läßt, für den kleinen Gelehrten zu schlecht seyn, und wenigstens muß an seinem Orte in der Suppenschüssel etwas mehr Butter gerühret werden. Je weiter der hoffnungsvolle Sohn in seinem Studiren kömmt, destomehr wächst

wächst die Hochachtung der unverständigen Aeltern gegen ihn. Gehet er endlich auf hohe Schulen, so werden sie für großen Vergnügen ganz halb außer sich gesetzt. Sie sparen das Geld lieber ihren nöthigen Ausgaben ab, um den jungen Sohn, der sich mit genauer Noth zu einem Handwerker geschicket hätte, studiren zu lassen. Sie lassen den neuangehenden Studenten nur allzusehr merken, was für ein großes Thier er in ihren Augen schon sey. Ich kenne einen ehrlichen Bürger, der eine ordentliche Rangordnung in der Benennung seines gelehrten Sohnes beobachtete. Als derselbe noch ein Secundaner war, hieß es von ihm, unser Sohn. Er rückte in die erste Klasse, und gleich ward er unser lieber Sohn. Er eilte nach des Vaters Willen ein Student zu werden, und bekam den zärtlichen Titel, unser lieber Herr Sohn. Nun ward er ohne sein Verschulden Magister: Sein Vater achtet sich aber für zu geringe, einen solchen Mann seinen Sohn zu nennen, denn ich heißt er unser Herr Magister. So sehr versehen es ungelehrte Leute, in der Erziehung ihrer Kinder, welche sie dem Studiren widmen. Sie

pflanzen ihnen einen übernatürlichen Hochmuth ein. Sie sind Schuld daran, wenn ihre Kinder sich für klug genug halten, und denken die Mühe ersparen zu können, die man sonderlich in den ersten akademischen Jahren auf die Wissenschaften wenden muß.

Die niedern Schulen sind nächst der Sorglosigkeit und dem Versehen der Aeltern Ursache daran, daß unsere hohen Schulen nicht allerdings solche Bürger bekommen, als wir wohl wünschen möchten. Die Lehrer auf denenselben schmeicheln oftmal aus Armuth, oder aus Affecten den Aeltern ihrer Untergebenen. Ein kleines Geschenk, was ihnen zugestecket wird, machet, daß sie den Aeltern nach Wunsche reden, und ihre Kinder mehr erheben, als sie es verdienen. Die Schüler verstehen ihre Schwäche nicht, und werden durch so ein unzeitiges Lob hinter das Licht geführt. Manchmal thun auch die Schullehrer aus Ehrgeitz mit ihren Schülern groß. Ferner sind viele zu schläfrig, ihren Untergebenen recht vorzustehen. Ja, was das meiste ist; viele wollen andre regieren und unterrichten, und können sich selbst nicht regies

regieren; und haben selbst wenig gelernet. Hohe Schulen seufzen billig nach geschickten und gründlich gelehrten Schulleuten in den Pfanzstädten der Gelehrsamkeit.

Wir haben noch eine wichtige Ursache zu entdecken. Sie muß in den jungen Leuten selbst, und in ihrem unzeitigen Eilen auf Universitäten gesucht werden. Hierbey äußert sich allmählig diejenige Hoffart, die ein Jüngling durch das Versehen seiner Aeltern, und durch die Unachtsamkeit seiner Lehrmeister in sein Gemüthe eingenommen hat. Er achtet es seiner Person für zu unanständig, länger unter dem Joche des Schulumantels zu seufzen. Wenn er an einen Studenten denket, so denket er zugleich in seinem Kopfe tausend Vorzüge an demselben. Besonders machet das Recht, einen Degen zu tragen, einen starken Eindruck in sein Gemüth. Der Degen hat eine solche Gewalt über seine Person, daß er sich mit der schmeichlerischen Hoffnung trägt, er werde zugleich Witz und Gelehrsamkeit, und alles, was ihm noch von den nothwendigen Eigenschaften eines akademischen Bürgers abgehelt, dadurch ersetzt bekommen.

Ein Jüngling, der an dem ist, bald die Schule zu verlassen, machet sich inögemein unrechte Begriffe von der akademischen Freyheit. Er bestimmet das Wesentliche derselben aus Exampeln, die einen Eindruck in ungeübten Sinnen machen. Der Mißbrauch der Freyheit, der sich bey vielen äußert, heißt bey ihm so viel, als die Freyheit selbst, Er sehnet sich also nach einer Lebensart, worinnen ihm frey stehet, unbändig und frech zu seyn. Keine weitere Prüfung dieser unbilligen Freyheit findet bey ihm Platz, ja er untersuchet nicht einmal, ob er sich dadurch Schaden zufügen könne; oder ob er auch wohl im Stande seyn werde, diese Freyheit zu ertragen. Der Ansehen des Reizenden ist ihm genung, sich nach der hohen Schule zu bringen.

Wir wollen nunmehr einen eiteln und verzogenen Menschen auf die hohe Schule begleiten, und zugleich die Ursachen seines Verderbens bald in der Nähe entdecken. Hier erblicken wir ihn auf der Universität, ohne genaue Aufsicht, dem Gutdünken seiner eignen Leidenschaften gänzlich überlassen. Die Begriffe schlagen allmählig aus, die er sich ehedessen von dem Studenten-

dentenleben machte. Seine gute Meynung
 von sich selbst, machet, daß er stolz einherge-
 het. Er siehet die Leute mit einer stolzen Ge-
 sichtsmiene an, und fraget sie gleichsam da-
 durch, ob sie ihm auch die Verehrung zugeste-
 hen, die man einem Studenten schuldig ist? In-
 dem er mit dem einen Auge den Leuten in das
 Gesichte siehet, so läßt er das andere beständig
 auf seine neue Zierrath, auf seinen Degen fallen.
 Wie bald könnte er nicht ein so edles Kleinod
 verlieren? Wie bald könnte er nicht desselben
 zur Nothwehr benöthiget seyn. Nunmehr loest
 er sich eine Lebensart aus, die er durch die
 Tracht hernach behauptet. Er siehet junge
 Herren und Renommisten. Eine von diesen
 entgegen gesetzte Schaaren geruhet er durch sei-
 nen Beytritt zu vermehren. Er hält es für an-
 ständiger gefällig zu werden. Gleich läßt er sich
 sein mitgebrachtes Kleid nach dem neuesten
 Schnitte ändern, es muß nach der Mode seyn.
 Er gehet mit gekräuselten Haaren auf den
 Straßen, trägt den Hut unter dem Arm, und
 wenn es auch ziemlich kalt ist; er mißt seine
 Schritte Tanzmeistermäßig; und indem er im
 Gehen

Gehen alle Steine zählet, so blicket er zugleich nach allen Fenstern, ob nicht etwa eine Schöne ihm den Gefallen erweisen, und nach ihm sehen will. Die Vorlesungen besuchet er zum Zeitvertreib, und machet mit der Experimentalphysick den Anfang. In die Kirchen gehet er auch dann und wann, aber mehr aus Begierde sich eine Gebieterinn auszulesen, oder einer schon gefundenen sich in seinem Staate und Puzze zu zeigen, als andächtig zu seyn. Zu Hause machet er sich mit der Sprache der Verliebten durch die Romanen bekannt. Er übet sich vor dem Spiegel in denen Stellungen, die er von ältern jungen Herren gesehen hat. Höret er etwa in Gesellschaft eine wohlklingende Scherzrede, oder eine zierliche Betheuerung, so giebt er sich zu Hause Mühe, sich dieselbe recht einzuprägen, und sie bey Gelegenheit wieder anzuwenden. Sein erster Hausrath bestehet in einer Schnupftabacksböse, einem Perspectiv, nach den Frauenzimmern in die Ferne zu sehen, einem Taschenspiegel, einer Kleider- und Schuhbürste, und einer grünen seidenen Geldbörse. Diese unentbehrlichen Dinge stecket er in den Schub-

Schubsack, als solche Sachen, die einen jungen Herrn ausmachen. Er mag so sorgfältig mit seiner Zierrath umgehen, als er immer will, so wird er doch nicht vermeiden, daß man ihm so gleich ansieheth, daß er nur noch ein neuangehender junger Herr sey. Doch ist es nichts unumgänglich nöthiges, daß ein verwöhnter Mensch, der von der Schule kömmt, ein junger Herr werden müsse. Nein, er hat noch einen Weg vor sich: Er kann ein Kenommist werden. Dieses Wort findet zwar in seiner eigentlichen Bedeutung in Leipzig keine Statt. Doch werden wir vielleicht zu einer andern Zeit darthun, daß es Kenommisten in figurlichem Verstande gäbe. Wir setzen voraus, daß ein angehender Student, der bey seiner Erziehung und auf Schulen das Unglück gehabt hat, wovon wir oben geredet haben, wenn er ein Kenommist werden soll, verderbte Begriffe, von der Art sich bey Leuten, wo nicht fürchtbar, doch angesehen zu machen, hegen müsse. Ist dieses, so wird er mit dem Eintritt in die Thore der Stadt, worinnen die Universität ist, sich ganz anders als zu Hause zu

zu tragen, anfangen. Sein Aufzug wird nunmehr ein halbsoldatisch Wesen.

Er leget sich so bald als möglich, einen langen Degen zu, und dieser muß, welches wohl zu merken, eine blanke Schlägerklinge führen. Wenn er das erstemal in Gesellschaft ist, so redet er von seinem unvergleichlichen Hauer. Er lernet die Fechtkunst. Er besuchet die Dorffschenken aus Blutdurst, oder doch wenigstens aus Begierde, den Leuten seinen großen Degen zu zeigen. Auf der Gasse siehet er die Leute steif an, um aus ihren Augen zu lesen, ob sie sich auch vor ihm fürchten. Er stößt wohl gar an andre an, um Gelegenheit zu Händeln zu finden. Triff er einen schwächern Menschen, so suchet er, oder redet doch von in Stücken hauen. Ist sein Gegentheil stärker, so bittet er ganz barmherzig um Verzeihung, und gehet recht niedergeschlagen nach Hause. Gegen seinen Wirth spielt er die Rolle eines Menschenfressers. Auf seiner Stube siehet es nicht viel reinlicher als in der Hauptwache. Er lebt in einer beständigen Gesellschaft, und seine Freunde sind

sind alle noch ärger, als er selbst ist, damit er etwas von ihnen lernen kann. Seine Kleidung kömmt mit der Schilderung überein, die Günther ehedem davon gemacht. Sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren &c. Das Verderben wird gleich groß seyn, er mag nun die gezwungene Lebensart eines jungen Herrn, oder die ausschweifende Frechheit eines Kaufers an sich nehmen.

Es sind gar zu viele Gelegenheiten auf hohen Schulen, einen angehenden Musensohn, wenn er nicht hinlänglich dagegen gewaffnet ist, zu verderben. Unter andern sind auch die Freunde, welche sich gar bald häufig zu einem finden, dafür zu halten. Man hat dabey große Behutsamkeit anzuwenden, damit man nicht von einem Lasterhaften, der sich unter dem Scheine der Freundlichkeit zu uns nahet, hintergangen werde. Oftmals sind die alten Bekannten und Schulgesellen die mehreste Ursache an unserm Unglück. Sie sind ehe auf der Universität gewesen, sie wissen die Derter und die Gelegenheit, wo man ausschweifen kann, besser, und denken uns ihnen recht verbindlich

zu machen, wenn sie uns Anleitung zu Vergeltungen und Fehlern geben. Auch muß ein Student diesen Vers auswendig lernen: Mit Mädchen laß dich ja nicht ein, wenn du nicht willst verführet seyn.

Endlich sind auch die Aeltern noch einmal Schuld. Sie trauen ihren Söhnen allzuviel gutes zu, ohne sie recht zu kennen. Sie sollten billig in geheim einen angesehenen Mann, an dem Orte, wo sich ihre Kinder aufhalten, die redliche Aufsicht über dieselbigen auftragen. Verbiethet es ihnen die Armuth, so sollten sie doch die Gemüthsart ihrer Kinder selbst prüfen, oder durch andre prüfen lassen, und sie bey entdeckter Unart lieber gar nicht auf hohe Schulen schicken, als dieselben durch Beytritt ihrer Söhne mit unnützen Bürden beschweren. So aber unterlassen sie nicht nur dieses, sondern stecken ihren Kindern auch noch dazu so vieles Geld zu, als zu ihrem unordentlichen Leben erfordert wird. Wohl den Aeltern, die sich diese Betrachtung zu Nutzen machen!





ULB Halle

3

006 978 622





Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black



1

Der
Englische Greis,

VON * * *



Zweite Auflage.

Hamburg, 1766.

